



GAIMH Fachtagung, 1. März 2019

Vortrag: Belastete Elternschaft – Zugänge zu Familien finden, erhalten und gestalten

Ralf Slüter

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Gäste dieser unglaublich großen, interessanten und beeindruckenden GAIMH Jahrestagung 2019,

ich bin gebeten worden, heute auf diesem Jahres-Fachtag „Handeln und Wandeln – Kindsein in modernen Gesellschaften“ einen Fachvortrag zum Thema „Belastete Elternschaft – Zugänge zu Familien finden, erhalten und gestalten“ zu halten. Das habe ich sehr gerne angenommen.

Ich habe als Psychologe 20 Jahre das Kinderschutzzentrum Harburg geleitet, habe mit vielen Eltern und Kindern gearbeitet und mich nahezu täglich in jedem Einzelfall immer wieder mit der Frage nach den Zugängen beschäftigt. Davon möchte ich Ihnen berichten und hoffe, hilfreich sein zu können.

Jetzt bin ich Geschäftsführer des Hamburger Kinderschutzbundes und freue mich umso mehr, dass ich mal wieder einen Praxisvortrag halten darf.

„Zugänge zu Familien finden, erhalten und gestalten“ und, in Klammern, vor allem zu Familien, in denen die Kinder nicht ausreichend gut versorgt erscheinen.

Wenn in der Öffentlichkeit über Zugänge zu Familien gesprochen wird, in denen Kinder gefährdet sein könnten, dann ist meistens das „Auf die Familien aufmerksam werden“ damit gemeint, weil wir natürlich wissen, dass Gewalt beschämt: Die, die die Gewalt erleiden und die, die die Gewalt ausüben.

Scham, Schuldgefühle und Ängste sorgen für die Isolierung der Familien. Sie sind tatsächlich schwer zu erreichen und dies kann gefährlich für die betroffenen Kinder werden.

Aus der Sicht eines Praktikers finde ich aber, dass es inzwischen unglaublich viele, sehr gute präventive Angebote gibt, die den belasteten Familien die Zugänge erleichtern. Vor allem sind hier auch die vielen Frühe-Hilfen-Projekte zu nennen.

Das ist oft nicht das Hauptproblem von Hilfe.

Mein Eindruck ist, dass in den Fällen, die uns persönlich beschäftigen oder in denen Kinder schwer beschädigt wurden, sehr wohl Zugänge gefunden wurden.

Helfer*innen hatten in der Regel mit den Familien zu tun. Sie haben aber, das ist aus meiner Sicht wichtig, im Verlauf der Hilfe den wirklichen Zugang- den Kontakt - nicht gefunden oder verloren und dann neue Risiken für die Kinder nicht mehr wahrnehmen können oder falsch eingeschätzt.

Wenn ich also aus der Sicht eines Praktikers über „Zugänge finden, erhalten und gestalten“ spreche, dann meine ich nicht nur das formale „In-Kontakt-kommen“, das „Über die Schwelle treten“, sondern ich meine darüber hinaus:

Einen wirklichen Zugang finden und wirklich in Beziehung zu treten mit Menschen

- die erstmal nichts von mir wollen,
- die sich sogar eher gestört fühlen und in Abwehrhaltung sind,
- die wissen, dass mein Auftrag sich auch gegen ihre Interessen richten kann - Eltern haben nämlich sehr wohl etwas zu verlieren, wenn sie mit uns zu tun haben,
- und denen ich und die mir auf Anhieb vielleicht gar nicht so sympathisch sind.

Ich behaupte also, dass selbst, wenn wir unsere Hausaufgaben gemacht haben, qualifiziert und methodensicher sind und die Kooperation zwischen den Systemen optimiert haben, der Zugang, der Kontakt zu den Familien unsere zentrale (und fehlerauffälligste) Herausforderung ist und bleiben wird.

Ich will also über das „InKontaktkommen“, das „Über die Schwelle treten“, und über die Schritte danach, über Irrungen und Wirrungen in der Hilfebeziehung, das „In Kontakt bleiben“, das „Dranbleiben“ sprechen.

Auch die Enquete Kommission, die sich in Hamburg zwei Jahre mit Kinderschutz und Kinderrechten beschäftigt hat, stellt an vielen Stellen die Beziehungsgestaltung zwischen uns und den Familien in den Fokus ihrer Kernforderungen.

1. Die Familien

Beginnen will ich mit den Familien, zu denen wir Zugänge suchen und finden müssen. Ich will Sie einstimmen.

Gewalt gegen Kinder ist für uns Vernachlässigung, Missbrauch, Misshandlung von Kindern und Jugendlichen und Partnerschaftsgewalt oder Hochstrittigkeit. Wir haben meist mit Familien zu tun, in denen es für uns Professionelle nicht nur um das Aushalten und Ausgleichen einer miserablen Erziehung geht. Wir in den Kinderschutzzentren sehen Familien meist zu einem Zeitpunkt, zu dem alle heillos zerstritten sind, die Konflikte lange Zeit bestehen, sich zuspitzen und zu entgleisen drohen. Wir sehen heftige, gegenseitige, manchmal auch lebensgefährliche Verletzungen und wir sehen Gefühle von Angst, Wut, Macht und Hilflosigkeit.

Es geht also nicht um einzelne Taten, es geht um hochgradig gestörte und schädigende Beziehungen zwischen Eltern und Kindern.

Wir sehen

- misshandelnde Eltern, die den Konflikt, das Selbst-Sein ihrer Kinder nicht aushalten können und ihre Kinder mit Gewalt zu kontrollieren suchen.
- missbrauchende (extrem bedürftige) Eltern, die einen ihnen eigentlich unerträglich nahen sexuellen Kontakt zu Schwächeren und Abhängigen herstellen, den sie eigentlich nicht aushalten können.
- vernachlässigende Eltern, die den Konflikt mit ihren Kindern nicht aushalten können, und sich deshalb von den Kindern zurückziehen und sie sich selbst überlassen. Die das Gefühl für ihre Kinder, die Bindung an ihre Kinder verlieren. Das Vernachlässigungssyndrom ist eine Bindungsstörung.

Wir erleben also Eltern, die sich überfordert fühlen, ohnmächtig sind, sich schämen und keine Verantwortung für das, was sie tun oder nicht tun, übernehmen.

Das sind die Eltern, zu denen wir einen Zugang finden müssen.

Wir verstehen Gewalt als Ausdruck von Überlastung und Überforderung. Wir wissen, dass viele Familien massiv mit ihren Lebensbedingungen überfordert sind. Und wir wissen, dass die Überforderungen der Eltern oft auch mit traumatisierenden Erfahrungen in ihrer Biographie zu tun haben, die sich natürlich im hochemotionalen Kontakt zu den Kindern und zu uns Helferinnen und Helfern aktualisieren können.

Wir sehen verletzte Menschen, die ihr Kind verletzen. Und oft sehen wir Eltern, die selbst schlecht versorgt wurden, und jetzt ihre Kinder schlecht versorgen. Wir sehen Erwachsene, die Kinder sind, die selbst Kinder haben. Sie wissen, wovon ich spreche.

Zusammengefasst haben wir mit Eltern zu tun,

- die Gefühle von Angst, Scham und Scheitern nicht aushalten wollen.
- die aufgrund ihrer Biographie verleugnen, verharmlosen und bagatellisieren.
- und die keine Verantwortung für das, was sie tun oder nicht tun, übernehmen und die Kinder, die Gesellschaft oder das Jugendamt für ihr Elend verantwortlich machen.
Und wer nicht verantwortlich ist, kann/muss sich auch nicht verändern.

Das sind die zentralen Schwierigkeiten im Zugang zu den Familien, zu denen wir Zugang finden müssen:

- Familien sind isoliert, ziehen sich zurück. Eltern übernehmen keine Verantwortung.
- Familien in Krisen wollen Hilfe - und sie haben Angst vor Hilfe.
- Familien in Krisen wollen, dass es anders wird - und sie wollen sich nicht verändern.

2. Zugänge finden

Familien in Krisen wollen, dass es anders wird, und sie wollen sich nicht verändern.

Veränderung ist ein Risiko. Sie isolieren sich, und das ist die größte Gefahr gerade für kleine Kinder. Das ist die Ambivalenz der Familien, mit der wir umzugehen haben. Deshalb gibt es so viele präventive Angebote.

Wie sollen wir diesen Familien begegnen?

Ob wir den Zugang finden, ist aus unserer Sicht ganz entscheidend von der inneren Haltung abhängig, mit der wir den Familien begegnen. Darauf hat übrigens auch die Politik einen großen Einfluss. Öffentliche Skandalisierungen setzen die Jugendhilfe unter Druck.

Und wenn wir unter Druck, angstbegleitet und mit Ärger auf die Eltern und Kinder zugehen, werden sie sich verschließen und maximal in eine Scheinkooperation mit uns einwilligen.

Auch Begrifflichkeiten, die im Umgang mit den Familien gewählt werden, geben eine Haltung wieder oder werden zu einer solchen. Spricht man von Warnsystemen, Meldung, Kinderschutz-Kampagne oder task force, dann wird der Ärger auf Eltern deutlich, die ihren Kindern Schlimmes antun. Diese Haltung bewirkt den Rückzug der Familien, weil sie deren Angst verstärkt. Der Zugang zu ihnen wird verstellt.

Ich glaube, dass eine Haltung von Empörung und Ärger eher den Rückzug und die Angst von Eltern und Kindern erhöht.

Wenn wir also über „Zugänge finden“ sprechen, geht es nicht um ein Klima von Ärger und Angst. Es geht um ein (gesellschaftliches) Klima des sich Sorgens und Verantwortlich-Fühlens für Kinder, die schlecht versorgt sind und für Eltern, die ihre Kinder schlecht versorgen.

Es geht um eine Haltung und innere Einstellung, die mit Begriffen von Verbindlichkeit und Respekt beschrieben werden kann.

Das ist vermutlich auch das, was ich mir wünschen würde, wenn ich in Schwierigkeiten wäre:

- Respekt
- Verbindlichkeit
- und viel Fingerspitzengefühl

3. Zugänge finden und erhalten

Vom Zugang zu den Familien zur Hilfebeziehung

Nur wenige Familien kommen (richtig) freiwillig ins Kinderschutzzentrum. Oft werden sie geschickt oder gezwungen. Und manchmal stehen heftige Drohungen im Raum.

Pointiert ausgedrückt: Familien wollen nicht richtig – müssen aber wollen.

Sie können sich vorstellen, wie schwierig es ist, diese Familien anzubinden.

Das bedeutet: Einen Zugang zu finden, heißt nicht, dass Familien sich verändern wollen. Dies gilt nicht nur für den so genannten Kinderschutz-Kontext, das gilt auch für den freiwilligen Kontext. Auch niedergelassene Therapeut*innen, bei denen Klient*innen lange Wartezeiten in Kauf nehmen, müssen mit diesem inneren Widerstand umgehen.

Der Unterschied zum „Niedergelassenen Kontext“ ist jedoch, dass wir qua Auftrag wollen, dass sich die Familien verändern.

Kinderschutz heißt: Wir wollen und wir müssen helfen.

Von der Ambivalenz der Familien nun also zur strukturellen Ambivalenz unseres Auftrags:

Einerseits wollen wir helfen, unterstützen und begleiten.

Andererseits sollen wir schützen und kontrollieren.

Wir wollen gute Helfer*innen sein. Wollen, dass sich etwas bewegt und haben, vor allem bei den Frühen Hilfen, Angst, dass sich nichts bewegt, und sind manchmal ärgerlich auf die, die ihre Kinder nicht gut versorgen.

Wir haben also selbst Gefühle. Es geht also um Beziehung, um Beziehung zwischen Menschen mit oft widerstreitenden Gefühlen und Aufträgen.

Helfen und Kontrollieren passt zur Ambivalenz unseres Auftrags. Freiwilligkeit und Zwang und Macht und Ohnmacht sind Extreme, zwischen denen wir oft schwanken, und die die Schwierigkeit unseres Auftrags deutlich machen.

Darauf will ich näher eingehen.

Was wollen Familien eigentlich von uns?

Ich erinnere mich am Herrn S. mit seinem Sohn Klaus, 10 Jahre, der bei uns war, ohne sich verändern zu wollen. Herr S. wurde vom Hort gezwungen, zu uns zu kommen.

Seine Frau war lange nach der Trennung gestorben. Er war unendlich traurig, antriebslos, depressiv und überfordert und er misshandelte seine Kinder schwer.

Klaus scheiterte in der Schule, war kaum kontrollierbar, kam nicht nach Hause und war auffällig.

Herr S. wollte sich in der Therapie entlasten, wollte klagen. Er wollte, dass ich ihm Recht gebe, wollte, dass ich Klaus zur Räson bringe und wollte unter allen Umständen, dass Klaus bei ihm bleibt.

Klaus selbst wollte weitermachen wie bisher, wollte, dass ich ihm Recht gebe, dass ich den Vater als Gewalttäter entlarve und dafür Sorge trage, dass er mehr Freiheiten bekommt und dass der Vater aufhört, ihn zu schlagen.

Was bedeutet das für mich in meiner Rolle?

Ich fühle, dass ich manipuliert werde, fühle mich überfordert, kann Herrn S. verstehen und seinen Sohn (bin identifiziert). Ich bin entsetzt, wütend, habe Mitleid, habe Angst und fühle mich immer wieder hoffnungslos in solch schlimmen Fällen.

Das sind meist meine Gegenübertragungen, die sich schnell in Erstgesprächssituationen einstellen. Widersprechende Gefühle, die scheinbar nicht zusammenpassen.

Was wollen Familien und was wollen sie nicht und wie machen sie uns deutlich, dass sie etwas nicht wollen?

Ich will das anhand eines Bildes von Goldbrunner beschreiben. Er unterscheidet in der Arbeit mit Familien die so genannte defektive Symptomatik von der produktiven Symptomatik. Es gibt Verdrängtes und Dinge, die im Vordergrund stehen.

Zur defektiven Symptomatik zählt er beispielsweise Armut, schlechte Wohnung, Konflikte mit der Schule, Einsamkeit, depressive Verstimmungen, Ängste, ständiger Streit, niedriges Selbstwertgefühl und Probleme mit dem Jugendamt.

Zur produktiven Symptomatik zählt er Gefühle von Hass, Verletzung, Einsamkeit, Eifersucht, Verzweiflung, Ohnmacht, Schuld, Scham und Trauer.

Goldbrunner sagt, dass der Kern, die produktive Symptomatik, nicht gefühlt wird, abgespalten ist. Dies sind die so genannten biographischen Gefühle.

Eltern wollen Unterstützung in der defektiven Symptomatik. Sie wollen eine bessere Wohnung, mehr Geld, wollen, dass jemand mit den Kindern auf den Spielplatz geht, das Jugendamt besänftigt wird, jemand den Kontakt zur Schule abnimmt, die Schule Ruhe gibt (wenn schon Helfer*innen anwesend sind).

Sie wollen nicht mit der produktiven Symptomatik konfrontiert werden. Es geht hier nur um frühe biographische Verletzungen und Traumatisierungen, die sich in der Beziehung zwischen Kindern und Helfern aktualisieren und existenzielle Ängste auslösen.

Anders ausgedrückt:

Eltern wollen

- ihre Selbstachtung, ihre Autonomie bewahren,
- als kompetent angesehen werden,
- dass ihnen Unangenehmes abgenommen wird (wenn Helfer*innen schon da sind)
- ihre Kinder unter allen Umständen behalten.

Sie wollen aber gleichzeitig die Aktualisierung der bedrohlichen Gefühle von Einsamkeit, Ohnmacht, Trauer, Eifersucht und Wut unter allen Umständen verhindern. Sie tun also alles dafür, die extrem negativen Gefühlszustände zu vermeiden.

Wenn das aber passiert, wenn diese gut angesprochen werden, fühlen die Eltern Hass, Wut, extreme Trauer, extreme Ohnmacht. Es geht um Impulsdurchbrüche, es geht um Zuschlagen oder Kontaktabbruch, in der Beziehung zu den Kindern und in der Beziehung zu uns.

Das ist das, was wir unterschwellig fühlen und wovor wir uns fürchten. Das Bauchgefühl, das uns davon abhält, Dinge auszusprechen.

Sie wollen uns also in ihre familiäre Homöostase einbinden, ohne dass es ihnen weh tut.

- „Wasch mich, aber mach mich nicht nass“
- Sie wollen Hilfe und sie unterlaufen Hilfe,
- Sie wollen Veränderung, ohne sich selbst verändern zu müssen. Veränderung ist ein Risiko.

Gerade angesichts ihrer eigenen Geschichte, ihres erfahrenen Leids, ihrer Not und ihrer Helfer*innengeschichte ist das verständlich und nachvollziehbar.

4. Zugänge erhalten und gestalten: Kontakt im Konflikt

Was also tun mit Menschen, die ich halten muss, die Veränderung wollen, ohne sich selbst zu verändern?

Zugänge finden, erhalten und gestalten: Krisen mit Eltern

Realität im Kinderschutz ist, dass ohne eine ansatzweise Konfrontation der Eltern mit den beschädigenden Verhaltensweisen keine wirkliche Veränderung der Beziehung zwischen Eltern und Kindern möglich ist.

Kinderschutz ist Kontakt und vor allem Kontakt im Konflikt.

Realität ist auch, dass wenn es schwierig wird, Eltern den Kontakt vermeiden, Termine verschwitzen, sich nicht an Vereinbartes halten, häufig Missverständnisse vorkommen, sie sich auf der Verhaltensebene anpassen.

Ich müsste mich also als Berater eigentlich zurücklehnen, Geduld und Zeit aufbringen, Ruhe bewahren und meine Gegenübertragungsgefühle in der Beziehung zu den Eltern reflektieren und nutzbar machen.

Realität ist aber auch, dass die betroffenen Kinder meist keine Zeit haben, diese Prozesse abzuwarten.

Kinderschutz steht immer unter Handlungsdruck und wozu das führen kann, will ich erklären. Ich will es auf die Spitze treiben.

Ich erzähle Ihnen von einem meiner ersten Klienten:

Ich wurde in die Schule gerufen, weil ein extrem auffälliger Junge die Treppe hochgegangen ist, sich umgedreht hat und einem anderen Kind (Brillenträger) ins Gesicht getreten hat.

Das löst doch Empörung, Ärger und Wut aus. Mit dem will man nichts zu tun haben, da hält man Abstand, der soll ausgeschlossen werden. Klassische Distanzgefühle also.

Und jetzt berichte ich Ihnen von einem Jungen, der uns im Kinderschutzzentrum vorgestellt wurde:

Schwer misshandelt, aus der Familie ausgeschlossen und völlig hilflos. Da fühlen wir Mitgefühl, Hilflosigkeit und sind ärgerlich und wütend auf die Verursacher.

Dem Jungen will man helfen, versorgen, für den wollen wir uns einsetzen, der ist genau richtig bei uns. Klassische Gefühle von Nähe also.

Sie erinnern sich an Klaus, der mit seinem Vater im Kinderschutzzentrum war. Ich habe natürlich von Klaus berichtet: Klaus wird schwer beschädigt und Klaus beschädigt andere schwer.

Und wir sind hin- und hergerissen zwischen Nähe- und Distanzgefühlen. Das zeigt übrigens, wie wenig hilfreich das Täter-Opfer-Schema ist.

Eltern sind schädigend und werden selbst geschädigt.

Auch hier sind wir hin- und hergerissen zwischen Nähe- und Distanzgefühlen.

Und dieser innere Konflikt findet in jedem Elterngespräch statt, das eine Erzieher*in, Lehrer*in oder irgendjemand anderes mit schädigenden Eltern führt.

Ich habe Mitgefühl mit den Eltern, das Kind ist kompliziert – und ich bin entsetzt über das, was passiert.

Wie reagieren wir Helfer*innen auf diese Ambivalenz? Wie entscheiden wir uns zwischen Nähe und Distanzgefühlen und Impulsen? Lassen sich da Muster erkennen?

Meine These ist, dass wir Helfer*innen, wenn wir nah dran sind, den Konflikt scheuen und eher auf die von den Eltern angebotene „Opfer Rolle“ reagieren.

Hilfe ist dann Nähe. Ziel von Hilfe sind harmonische Beziehungen. Hilfe ist verstehen, freundlich bleiben, alles geben und begleiten. Und jeder weiß, wie euphorisierend es ist, wenn Klient*innen sich einlassen. Streit gehört nicht dazu.

Dieses Verstrickungsrisiko ist natürlich umso größer, je mehr wir mit den Eltern zu tun haben.

Diese klassischen mitfühlenden Nähe-Helfer*innen

- zeigen einen hohen Einsatz,
- vergeben Termine, auch wenn sie/er eine Zeit haben – macht´s möglich,
- reden viel,
- verbringen viel Zeit mit den Klient*innen,
- und tun Dinge, die sie eigentlich nicht tun wollen.

Wenn dann im Hilfeverlauf der Druck steigt, weil sich kein Erfolg einstellt, andere sich beschweren, weil sich in der Familie nichts verändert und uns unter Druck setzen

- werden mehr und weitere Hilfen gefordert (Therapie),
- werden Helfer*innen ausgetauscht,
- oder es findet ein abrupter Wechsel auf dem Distanzpol statt.

Aus einem Impuls heraus und nicht als fachliche Entscheidung

- wird die Herausnahme gefordert,
- werden Auflagen gemacht, die nicht überprüft werden,
- oder unangemessene, nicht durchsetzbare Drohungen werden ausgesprochen.

Wir schützen dann mit Zwang, schützen notdürftig und Sie alle kennen die Falle, in denen die Kinder zurückgehen, sich heimlich mit den Eltern treffen oder heimlich mit ihnen telefonieren.

Wie gesagt: Die Vorstellung, Beziehungen kontrollieren zu können, ist reine Phantasie.

Was macht es so schwer, innere Distanz zu halten?

Einige Vermutungen:

- Distanz fühlen aktiviert beispielsweise Ängste vor Ablehnung. Wir fürchten uns, die Familien zu verlieren und sind in Sorge um das betroffene Kind.
- Oder: Wir haben gelernt, dass Helfen heißt, Nähe herzustellen. Distanz, Wut, Ärger demgegenüber sind unprofessionell und passen nicht zu unserem Selbstverständnis.
- Gefühle von Wut, Aggression und Ärger, klassische Distanz-Gefühle, passen nicht in unser Selbstverständnis als Helfer*in. Dies ist schwierig, gerade weil diese Gefühle zum Alltag der von uns betreuten Familien gehören.
- Und: Keiner hat uns beigebracht, wie diese Wünsche und Gefühle, unser Ärger, unsere Wut und Hilflosigkeit in den pädagogischen Kontext einzuführen sind.

Das ist nicht Teil der Ausbildung, obwohl diese Gefühle doch zum Alltag der Familien gehören.

In Helfer*innen findet dann aus Sorge, den Kontakt zu verlieren, ebenfalls eine Spaltung statt:

Wir halten uns am Nähepol auf, der Distanzpol ist abgespalten. Im Extremfall findet also eine Kommunikation zwischen mitfühlenden Helfer*innen und den Opfer-Eltern statt, obwohl die Eltern ihr Kind beschädigen.

Diese Polarisierung macht keinen Sinn, ganz im Gegenteil, sie verschärft den Konflikt zwischen Helfer*innen und Eltern.

*Nur gut sein (Retter*in und Erlöser*in sein)*

→ nimmt nicht ernst. Mitleid entwertet und macht Eltern abhängig.

Nur distanziert sein

→ demütigt und verhindert den Kontakt, ist reiner Machtkampf

Meine Erfahrung ist, dass diese Fixierung im Extrem, das Entweder - Oder, Hilfe oder Kontrolle, schwarz oder weiß, eine typische Reaktion auf das Thema „Gewalt“ und damit Teil des Problems ist. Zugänge zum wirklichen Problem gehen verloren. Der Konflikt mit den Eltern wird nicht gewagt.

Wir schaffen es nicht, die vollständige Gewalt-Szene von Macht und Hilflosigkeit – von Liebe und Hass (ich liebe und ich schlage dich) das, was einen schlicht verrückt macht, in uns zusammenzuhalten. Zumindest, wenn wir mit den Menschen arbeiten.

Abspaltungen und Ambivalenzintoleranz nennt Thea Bauriedl das.

Wir spalten eines von beidem ab, obwohl beides zusammengehört.

Spaltungen und Polarisierung

- Spaltungen finden in uns statt (Nähe oder Distanz-Helfer*innen),
- Spaltung in den Familien (böses und gutes Kind),
- Spaltung zwischen uns und den Familien (gute Mutter / böser Vater),
- Spaltung zwischen Helfer*innen (böses Jugendamt / gute Frühe Hilfen).

Das ist einseitig und verstellt das wirkliche Problem. Der Sog, der entsteht, ist so groß, dass ganze Teams daran zerbrechen können (beispielsweise Gewalttäter*innen in der Schule, Verdacht auf sexuelle Gewalt).

Ich glaube, dass der Umgang mit dem Spannungsfeld Nähe und Distanz, der Spagat zwischen Mitfühlen und Verstehen einerseits und Konfrontation und Grenzsetzung andererseits die größte Herausforderung und gleichzeitig die größte Schwierigkeit in unserer Arbeit ist. Dabei geht das eine ohne das andere nicht: Mitfühlen ohne Konfrontation vermeidet, verändert nichts und gefährdet die Kinder. Und: Konfrontation ohne Mitgefühl und vertrauensvoller Beziehung heißt Machtkampf und Beziehungsabbruch.

5. Hilfeorientierter Kinderschutz, was ist das eigentlich?

Was kann hilfreich sein?

Gewalt ist Grenzverletzung: Die Arbeit mit den Familien bedeutet, an den Grenzen zu arbeiten.

„Wasch mich, aber mach mich nicht nass“, „Bist du nicht für mich, bist du gegen mich“ - Das sind Beziehungsangebote vieler Eltern.

Kinderschutz ist also spannungsfrei nicht zu haben und für uns immer riskant. Und wenn wir immer auf der sicheren Seite stehen wollen, treffen wir vorschnelle Entscheidungen und verlieren die Eltern und die Kinder.

Kinderschutz braucht die Eltern. Das ist übrigens auch das, was die Kinder wollen.

Und zentral in der Arbeit mit Klient*innen ist aus meiner Sicht, die Balance zwischen Nähe und Distanz zu wahren und das „Sowohl als auch“ zu fühlen und zu zeigen.

So können Beziehungen gelingen:

- Empathisch sein und konfrontieren.
- Mitgefühl haben und an Verantwortung erinnern.
- Verstehen, was passiert ist und wie es dazu kommt, und das nicht gut heißen, den Konflikt wagen.
- Helfen und entlasten und NEIN sagen, wenn etwas nicht in Ordnung ist.

Das ist Beziehungsgestaltung und die Beziehung halten. Das ist Arbeit an der Beziehung.

Das ist hilfeorientierter Kinderschutz.

Letztlich plädiere ich für ein Abschiednehmen von der Illusion, dass Helfen ohne den Konflikt zu wagen, zur Veränderung beitragen kann.

Mitfühlende Konfrontation oder mitfühlende Ernsthaftigkeit sind für mich Begriffe, die diese Haltung beschreiben können.

6. Zum Schluss:

6.1. Zugänge finden und halten

Ich komme zurück auf den Titel meines Vortrages.

- Ich respektiere dich,
- du kannst mir vertrauen,
- ich kenne mich mit deinem Problem aus,
- du musst nicht kämpfen
- und es passiert nichts, von dem du nicht weißt (im Gegensatz zum therapeutischen Kontext: Es passiert nichts, was du nicht willst.).

Das sind die Botschaften, die, authentisch gefühlt, den Beziehungskredit darstellen, der den Konflikt aushaltbar machen kann.

6.2. Zugänge gestalten: Kontakt im Konflikt

- Klären Sie immer Ihren Auftrag. Laufen Sie nicht einfach so los.
- Halten Sie sich an Regeln und lassen Sie sich nicht hinreißen, dagegen zu verstoßen.
- Behalten Sie immer das Kind im Blick. Die Situation des Kindes ist Ihr Kompass.
- Tragen Sie nur die Verantwortung, die Ihnen zusteht - kein/e Retter*in sein, das ist respektvoll.
- Trauen Sie sich, über das zu sprechen, um was es geht.
- Suchen Sie gemeinsame Wahrheiten mit Ihren Klient*innen.
- Verlieren Sie sich und Ihre Gefühle nicht aus dem Blick.

Das sind Haltungen, die die Klient*innen verstören können, und Verstörung ist der Beginn von Veränderung.

6.3. Beziehung gestalten: Gemeinsam mit Anderen

Balance zwischen Nähe und Distanz wahren - und das am besten gemeinsam. Sie sind nicht alleine, nutzen Sie das.

- Entwickeln Sie gemeinsam Leitbilder und Grundüberzeugungen.
- Informieren Sie sich, bilden Sie sich fort.
- Gestatten Sie sich Fehlerreflexionen.
- Und sorgen Sie für ständiges Fallverstehen, auch in Kooperation miteinander, sonst verlieren Sie sich.

Zugänge finden, erhalten und gestalten.

Ihre schwere Arbeit braucht gute, sehr gute Rahmenbedingungen und Ressourcen.

Genau das ist es, was Sie brauchen, und was Kinderschutz ausmacht.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Zur Person:

Ralf Slüter, Diplom Psychologe, Psychologischer Psychotherapeut, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut. Bis 2016 Leitung des Kinderschutz-Zentrums Harburg (DKSB Hamburg) und Sprecher des Fachausschusses der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren. Seit Oktober 2016 Landesgeschäftsführer des Deutschen Kinderschutzbundes, Landesverband Hamburg e.V.

Literatur

Bauriedl, Thea: Beziehungsanalyse. Das dialektisch - emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse und seine Konsequenzen für die psychoanalytische Familientherapie, Suhrkamp Verlag 1980, Frankfurt am Main.

Galm, Beate: Was ist im Kontakt mit Familien zu beachten, die Vernachlässigungsstrukturen aufweisen? In: Kindler/Lillig/Blüml/Meysen/Werner (Hg). Handbuch Kindeswohlgefährdung nach §1666 und Allgemeiner Sozialer Dienst. München. Verlag Deutsches Jugendinstitut 2006.

Goldbrunner Hans: Arbeit mit Problemfamilien: systemische Perspektiven für Familientherapie und Sozialarbeit. 3. Auf. Mainz : Matthias-Grünewald-Verl. 1992.

Herm, Friedrich: Beratung unfreiwilliger Klienten. In: Kindeswohlgefährdung. In-Beziehung-kommen bei schwierigen Familienkonflikten, Kinderschutz-Zentrum Berlin 2005.

Hutz, Pieter: Hinweise zur Beziehungsarbeit mit Vernachlässigungsfamilien. In: Kürner, P./Narfotz, R. (Hg.) Die vergessenen Kinder. Armut und Vernachlässigung in Deutschland. Papy-Rossa Verlag, Köln 1994.

Kron-Klees, Friedhelm: Helfen oder Kontrollieren. Beziehungsgestaltung in Fällen schwerer Kindeswohlgefährdung. Vortrag Hamburger Fachtagung, Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren, Köln 2006.

Kohaupt, Georg: Hurry Slowly! Oder: Was man nicht kann erfliegen, muss man erhinken. In: Kindeswohlgefährdung. In-Beziehung-Kommen bei schwierigen Familienkonflikten, Kinderschutz-Zentrum Berlin 2005.

Kohaupt, Georg: Expertise zum Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung aus der Sicht eines Mitarbeiters der Kinderschutz-Zentren, Kinderschutz Zentrum, Berlin 2006.

Levold Tom: Und bist du nicht willig... – Struktur und Praxis des Kinderschutzes zwischen Machtkampf und Beziehung. „Ich wird Dir helfen...“ – Systemprobleme modernen Kinderschutzes. Kongressbericht. Hg. Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren, Köln 1996.

Neumann, Klaus: Kinderschutz zwischen Hilfeorientierung und Ermittlungspraxis – zum Verhältnis zwischen Jugendhilfe und Justiz. In: Standortbestimmungen. Kindheit und Kinderschutz in Deutschland. Hg. Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren, Köln 1998.

Pleyer, Karl-Heinz: Zwingen verboten. „Ich wird Dir helfen...“ – Systemprobleme modernen Kinderschutzes. Kongressbericht. Hg. Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren, Köln 1996.

Rauchfleisch U.: Menschen in psychosozialer Not. Beratung, Betreuung, Psychotherapie. Göttingen [u.a.]: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996.

Sachse, Rainer: Persönlichkeitsstörungen verstehen. Zum Umgang mit schwierigen Klienten. Psychiatrie Verlage, Köln 2010.

Zenz, Winfried M.: Armut und Hilfe – Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit mit Multi-problemfamilien. In: Armut und Benachteiligung von Kindern. Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren, Köln 1996.